

EUGEN BRIKCIUS

Österreichische Spaziergänge

Entst. 1990–1992 · Erstdr. 1992

(Auszug)

Die österreichischen Gedenkfeiern zur 200. Wiederkehr des Todestages von Wolfgang Amadeus Mozart beginnen langsam aber sicher kolossale Ausmaße anzunehmen. Genau von dieser Größe wird auch die soeben im Wiener Schönbrunn in Entstehung begriffene Plastik *Die versinkende Göttin* [richtig: Riesin] sein. Zwar sollen von ihr nur der Kopf und die erhobenen Hände aus der Erde hervorragen, dafür werden die besagten Dimensionen ihrer oberirdischen Partien dem Besucher den Atem verschlagen: Sieben Meter hoch soll der Kopf werden, und die Hände werden sogar ganze fünfzehn Meter weit voneinander entfernt sein. Das Kolossale dieses Projekts überrascht einen nicht. Ganz Schönbrunn ist so. Schließlich war es das Domizil des Kaisers gewesen, und dieser ging bekanntlich nur dann zu Fuß, wenn es unbedingt notwendig war. Wenn zu Zeiten der Monarchie die Kutsche des Monarchen in den Park einfuhr, ertönte eine Trompete, und die Gärtner, die die Bäume abästeten und den über den Rand des kaiserlichen Weges hinauswuchernden Bewuchs zurückschnitten, um eine ideale Linie zu erzielen, sprangen wie ein Mann ins nächstbeste Ziergebüsch, um den erbetenen optischen Eindruck eines menschenleeren Parks nicht zu stören. Pech hatten jene, die gerade dabei waren, von einem mehrstöckigen Gerüst aus die höchsten Bäume zu stützen.

Der Bildhauer Bernd Kastl und seine Gehilfen, die die zehntonenschwere Konstruktion vor dem Schloß Schönbrunn montieren, müssen sich beim Eintreffen des Urheber des Projekts, André Hellers – der ursprünglich ein Liedermacher war und nunmehr weltberühmter Universalkünstler ist, nicht mehr ins Gestrüpp werfen. Im Gegenteil, sie fahren stolz in ihrer Arbeit an der Skulptur fort, die noch im Mai fertig werden soll. Die von ihnen angefertigte Stahlkonstruktion wird dann mit Erde versehen, in welche die Schloßgärtner 3.500 Blumen einsetzen werden. Da nicht alle ausgepflanzten Sorten gleichzeitig aufblühen, wird die Blumenplastik praktisch jeden Monat eine andere Farbe haben. Die ursprüngliche Idee, daß vor der Wiener Kopie des Schlosses von Versailles der Kopf des jubilierenden Mozarts blühen und somit alle Farben spie-

len sollte, hatte der Künstler letztendlich als zu kitschig verworfen.

Der blühende Kopf der Mozartgöttin ist nicht das einzige Landart-Werk des erfindungsreichen André Heller. Er hat bereits eine Reihe erfolgreicher Produktionen hinter sich. In Deutschland baute er einen phantasmagorischen Park auf, in London ließ er Ballons in Form von Märchenmonstern aufsteigen und flog mit ihnen bis nach Amerika, in Lissabon veranstaltete er ein höchst unkonventionelles Feuerwerk und eine ähnliche Unterschrift hinterließ er auch in vielen anderen Ländern.

Auf weniger pompöse Weise, doch dem eigentlichen Wortsinn entsprechend hat schon in der österreichisch-ungarischen Monarchie ein anderer bekannter Österreicher, Josef Kyselák, seine Unterschrift zurückgelassen. Er bewegte sich zwar im Unterschied zu Heller nur im Bereich von Wien und der dortigen niederösterreichischen Umgebung, dadurch jedoch wurde sein Unterschriftenopus für den Liebhaber ethnographischer oder der Gesundheit zuliebe unternommener Spaziergänge zugänglicher. Josef Kyselák unterschrieb sich nämlich überall. Unfähig, einem zwanghaften Drang zu widerstehen, kratzte er seine Autogramme in die Wände von Schlössern, Klöstern und Ruinen, am liebsten aber in Denkmäler. Den Höhepunkt seiner Karriere erreichte er während einer Audienz bei Franz Joseph, bei der es ihm gelang, die Aufmerksamkeit der Anwesenden abzulenken und seine Unterschrift hurtig in den Schreibtisch des Monarchen einzuritzen. Statt der erwarteten Bestrafung folgte überraschend eine Ehrung. Seine künstlerische Hartnäckigkeit brachte Kyselák die Möglichkeit ein, seine Unterschrift ganz offiziell am linken Obelisken im Schloßpark von Neuwaldegg zu verewigen. Und wenn sie daher durch die Landschaft zwischen Wien und Baden spazieren und unterwegs ein Kyselák-Autogramm nach dem anderen finden werden, vergessen Sie nicht, Neuwaldegg zu besuchen, wo sich dieser erste österreichische Sprayer mit dem Meißel eines Gemeindegraveurs unterschrieben hat.

[...]

Wien ist seit kurzem um zwei Attraktionen beachtlichen Kalibers reicher. Im ersten Fall handelt es sich um die renovierte Villa des Schauspielers Hans Moser, einer der größten Persönlichkeiten der

österreichischen Kinematographie. Das äußere Aussehen der Villa blieb zwar unverändert, innen kam es jedoch zu einschneidenden Veränderungen. Das Interieur wurde im Grunde in eine Art Moser-Museum mit Restaurationsbetrieb für anspruchsvolle Kulinarier umgewandelt. An den Wänden hängen zwischen Filmprogrammen und -plakaten Fotografien der berühmtesten Szenen aus Moser-Filmen. Alles erinnert hier an den verstorbenen Meister. Die debauchierenden Verehrer des Schauspielers sind buchstäblich von ihnen umringt; Moser ist überall. Nur ein holographisch projizierter Moser dürfte fehlen.

Etwas irritierend sind nur die Preise der Speisen. Was wohl Moser, über dessen Sparsamkeit bis heute Anekdoten im Umlauf sind, selber dazu gesagt hätte. Legendär geworden sind vor allem die Jausen, die er sich von daheim zu den Dreharbeiten mitnahm. Heute würden ihn seine Freunde beim Imbiß in seiner eigenen Villa wahrscheinlich auslachen. Übrigens kann man sich darüber, ob und wegen wie vieler Groschen er bereit war, sich ein Loch ins Knie bohren zu lassen, streiten. Dessenungeachtet ist bekannt, daß auch jene, die nicht daran zweifelten, daß er ein Geizhals war, Hans Moser, diesen kleinen großen Mann des österreichischen Films, liebten. Es ist angebracht zu bemerken, daß Gäste mit einem ähnlichen Verhältnis zum Geld das neue Restaurant lieber meiden sollten. Das billigste Essen in der Villa des sparsamen Mimen kommt auf 390 Schillinge.

Viel billiger ist es auch nicht im neu eröffneten KunstHausWien zwischen der Unteren Weißgerberstraße und der Weißgerberlände im dritten Bezirk. Friedensreich Regentag Dunkelbunt Hundertwasser, neben der Sachertorte und der Spanischen Hofreitschule eine der größten Wiener Attraktionen, besitzt hier in den ersten beiden Etagen ein Museum. In zwei weiteren Stockwerken werden vom Meister ausgewählte Künstler ausstellen. „Das KunstHaus ist ein Schutzwall gegen den Terror der geraden Linie“, behauptet Hundertwasser und hält sich in seinem Werk mehr oder weniger erfolgreich an diese Devise. Damit auch jene sich an sie hielten, die ihm bei der Realisierung seines Werkes halfen, überwachte er persönlich die Bau- und Installationsarbeiten. Als einem Handwerker einmal eine Kachel auf den Boden gefallen war, frohlockte der Meister, hob den Scherben andächtig auf und sprach: „Bravo, Burschen, die Kacheln sollten euch so oft wie möglich aus der Hand fallen.“

Interessant ist, daß die von Hundertwasser angeprangerte gerade Linie an dieser Stelle nie auf Rosen gebettet war. Die Magazine und Werkstätten, die Hundertwasser zur Hälfte zusammen mit der BAWAG-Bank kaufte, hatten nämlich der bekannten Möbelfirma Thonet gehört. Dort, wo früher Thonetmöbel gebogen wurden, wurde jetzt unter Aufsicht des Meisters praktisch alles, die Fußböden miteingeschlossen, uneben gemacht. Um die Tische des im Erdgeschoß gelegenen Kaffeehauses zu stabilisieren, liegen auf ihnen bunte, keilförmige Klötzchen bereit, die zur allgemeinen Verfügung stehen, um die Tische damit zu unterlegen.

Weil die Preise an die Zustände in der Moser-Villa gemahnen, empfehlen wir einem Landsmann von uns, langsam durchs Kaffeehaus zu schlendern und sich gleichsam beiläufig vom nächstliegenden Tischchen einen Keil als Souvenir mitzunehmen. Die Erlaubnis dazu hat er vom Meister. Hundertwasser verkündete nämlich in einem Interview, er würde nur erfreut sein, wenn die Besucher die Klötzchen mitgehen ließen. Übrigens befindet sich auf jedem ein Sinnspruch. Wie etwa: „Die gerade Linie ist gottlos und unmoralisch.“, oder: „Ein unebener Boden ist eine göttliche Melodie für die Füße.“

„Es geht darum, wie nahe es der Mensch zur Natur hat“, behauptet Hundertwasser und vergißt darauf, daß er an einer anderen Stelle in Wien, in der Spittelau, eine Müllverbrennungsanlage, die die gleiche Natur erfolgreich ruiniert, gefällig bemalt hat. Angeblich habe die Stadtbevölkerung ein größeres Nahverhältnis zur Natur, weil sie sich nach ihr sehne. Landbewohner seien angeblich total korrumpiert. Also wird den von Sehnsucht erfaßten Wienern dieses Haus mit einer an ein unregelmäßiges schwarzweißes Schachbrett gemahnenden Fassade und vielen bunten Säulen und Kugeln zu Recht zuteil. Und mit Bäumen, die überall sind. Sie wachsen auf dem Dach und aus den Fenstern. Sie haben richtig gehört: aus den Fenstern. Es handelt sich um das sogenannte Fensterrecht, das es Hundertwassers Auslegung nach einem Wohnungsbesitzer erlaubt, daheim einen Baum zu pflanzen und ihn aus dem Fenster hinauswachsen zu lassen. Und sei's bis in den Himmel hinein.

Wer ein Beispiel des Fensterrechts in weniger aufwendiger Form sehen möchte, kann vom Stadtzentrum aus dem Wasser entlang, gegen die Strömung des Donaukanals bis zur Friedensbrücke spazieren, wo er nach links abbiegt und es hinter dem Franz-Josefs-

Bahnhof in bescheidener, aber würdiger Ausführung in der Alserbachstraße 11 vorfinden wird.

Das berühmte Hundertwasserhaus muß ich nicht vorstellen. Sie werden die aufeinandergeschichteten Knusperhäuschen mit Terrassen- und Dachgärten und Zwiebeltürmchen im dritten Wiener Bezirk leicht finden. Das Haus steht an der Ecke Löwengasse/Kegelgasse, worauf die dekorativen Plastiken in Löwenform auf den Terrassenmäuern und Kegel verschiedener Größe hinweisen, von denen der größte sogar ein ganzes Stockwerk trägt. Ich erinnere mich bis heute gerne daran, wie ich – noch bevor prominente Mieter in ihre Protektionswohnungen eingezogen waren – vor Jahren auf dem Gerüst auf den unkollaudierten Bau hinaufkletterte und als Liebhaber von Dachgärten geradezu euphorisch endlos von einer Terrasse zur anderen hinüberstieg. Heute ist es für einen ähnlichen Dachspaziergang zu spät. Dem einfachen Bürger bleibt nur der Blick von unten oder – und das ist eine erfreuliche Novität – vom Wasser.

Die Wiener Dampfschiffahrtsgesellschaft plant eine Hundertwasserschiffsrundfahrt auf dem Donaukanal. Nur kurz zur Erklärung: Der Hauptstrom der Donau fließt bekanntlich ganz geradlinig außerhalb der Stadt, auch wenn sich am jenseitigen Ufer zwei der Stadt einverleibte Bezirke befinden, und in die eigentliche Stadt reicht der Fluß nur in Form eines bogenförmigen Kanals hinein. Genau an diesem schönen blauen Donaukanal wird man die Hundertwasser-Tabernakel bald vom Deck eines Ausflugsdampfers bewundern können. Den erwähnten Märchenbau zwar aus einem ziemlich unmöglichen Winkel, aber um so besser das Hundertwassermuseum, das sogenannte KunstHausWien, das eben in der benachbarten Unteren Weißgerberstraße eröffnet wurde, und noch besser die vom Meister bemalte und immer noch weiter in Bemalung begriffene Müllverbrennungsanlage Spittelau.

Die Umweltschützer nehmen Hundertwasser – dem Apostel der Dachgärten und der Rückkehr zur Natur – die verzierte Müllverbrennungsanlage sehr übel, ganz zu schweigen davon, daß er sich für die Verschönerung der Umweltsünde eine astronomische Summe zahlen ließ. Der Passagier, der die Hundertwasserwasserfahrt absolviert hat, wird dem Meister allerdings gerne verzeihen, er wird das Ausflugsschiff auf einem Hundertwasserlandungssteg verlassen,

der in Bälde in der Nähe der erwähnten Sehenswürdigkeiten errichtet werden soll, und im gleichen Bezirk, wo schon das Museum und das Märchenhaus stehen, den neuesten Hit des Meisters vorfinden. In den Räumlichkeiten einer ehemaligen Gummireifenfabrik ist das Marktdorf im Entstehen, eine Art Dorfmarkt, wo 24 Stände, alle im unverwechselbaren Hundertwasserstil, errichtet werden sollen. Das Zentrum des Dorfes, das ebenfalls im April eröffnet werden soll, wird eine Sektbar auf einem künstlichen Wasserfall bilden. Die Bewohner der umliegenden Häuser fürchten sich schon jetzt vor dem Andrang der Schaulustigen. So ist es aber immer, wenn sich Friedensreich Hundertwasser architektonisch betätigt.

Übrigens ist er nicht der einzige, der in Wien derartige Neigungen hat. Sein Malerkollege Arik Brauer versucht gleichfalls, den Architekten ins Handwerk zu pfuschen. Ohne ein Honorar zu beanspruchen, will er in der Gumpendorfer Straße ein Wohnhaus bauen, dessen Fassade das größte Keramikbild in Europa darstellen wird – aus Kacheln, die Brauer eigenhändig bemalt und gebrannt hat; ein Haus mit Aufzügen, deren Wände aus Aquarien mit darin herumschwimmenden tropischen Fischen bestehen, und mit einer leicht gewellten Wiese auf dem Dach, auf der Ziegen weiden werden. Das Projekt ist zwar durch einen trivialen Streit um die Garageneinfahrt gefährdet, aber schon jetzt sind im Magistrat Hunderte Ansuchen um eine Wohnung eingelangt.

Die wirklichen Architekten werden sich langsam anderswo Arbeit suchen müssen. Peter Noever und Carl Pruscha haben sich gesputet und vollbringen derzeit Großes in der Architekturwelt auf Kuba. *Unsere Männer in Havanna*, wie in Österreich über sie geschrieben wird, bereiten den Bau eines Kunsthouses mit vielen Werkstätten und Ateliers vor, das sie auf die historische Casa Calderón aus dem 18. Jahrhundert aufzusetzen gedenken. Offensichtlich gehen sie trotz allen Neuerertums eben doch orthodoxer vor als die Gegner der geraden Linie, Hundertwasser und Brauer, denn überraschenderweise hat Fidel Castro keine Einwände. Er hat in diesem Zusammenhang sogar verlauten lassen, daß nicht die abstrakte Kunst der Feind der Revolution sei, sondern der Imperialismus.

[...] Mit einem anderen großen Österreicher, der nur ein einziges Werk, in seinem Fall sogar ein eigenes hervorgebracht hat, können wir uns heute bereits nur mehr in der Erinnerung beschäftigen. Es ist vom Zitherspieler Karas die Rede, dessen Melodie aus dem Orson-Welles-Film „Der dritte Mann“ um die Welt gegangen ist und in gewissem Sinn immer noch um die Welt geht. Der Produzent des Films hatte Karas seinerzeit aus dessen Wiener Heurigenlokalen entführt, wo er den Gästen seine *Tafelmusik* ins Ohr spielte, und ihn in ein Londoner Studio eingesperrt. Nach Wochen vergeblichen Wartens auf Inspiration und erfüllt von zermürbender Sehnsucht nach dem Wienerwald, nahm Karas Reißaus, und erst auf der Flucht konnte ihm die Vision eines Wiener Beisls die ersten Takte des künftigen weltberühmten Hits auf seiner Zither entlocken.



Jan Šafránek,
Straßenmusikant
(1991)

Ungeachtet allen Ruhms hat Karas seine Wiener Heurigenroute nie verlassen. Er pilgerte täglich von Schenke zu Schenke und, kaum hatte er in einem Lokal den von den begeisterten Gästen pausenlos bestellten „Dritten Mann“ zu Ende gespielt, begann er ihn schon im nächsten auf seinem Instrument zu zupfen. Er starb irgendwann in der Mitte der achtziger Jahre, natürlich unterwegs auf seiner Runde, und Hunderttausende konnten sich leicht ausrechnen, wie oft er sein Werk eigentlich vorgetragen hatte, wenn er es seit dem oben erwähnten Londoner Karzer in den fünfziger Jahren, vorsichtig geschätzt, dreißigmal pro Tag gespielt hat. [...]

Als vor ungefähr zehn Jahren William Saroyan nach Wien kam, gefielen ihm die Wege aus dem Wienerwald in die Wiener Restaurants so sehr, daß er sich entschloß, *Erzählungen aus den Wiener Gassen* zu schreiben. Die Inspiration dazu bekam er von dem unterschätzten Straßensänger Emil Thun, der immer ganz unbeachtet auf der Kärntner Straße stand, wo er sich bescheiden mit seiner leisen, monotonen Fistelstimme präsentierte. Saroyans Absicht, Thun durch den Weg der literarischen Verewigung geistig zu unterstützen, hat meine Frau, die wahrscheinlich einzige Mäzenin des ignorierten Sängers, dem sie in Form gelegentlicher Beiträge materielle Unterstützung angedeihen ließ, sehr gerührt. Ich kann mich gut daran erinnern, daß sich damals langwierige Kontroversen hinzogen, wer in dem geplanten Theaterstück die Hauptrolle spielen sollte. Meine Frau bestand natürlich darauf, daß kein anderer als Emil Thun spielen könnte. Als dem Direktor des Volkstheaters, wo das vorerst noch ungeschriebene Stück aufgeführt werden sollte, davon der Kopf zu brummen begann, wurde die Situation dadurch gelöst, daß Saroyan starb – und Emil Thun vermutlich auch. Jedenfalls haben wir ihn nie wieder gesehen.

Was Saroyan nicht fertiggebracht hat, das ist der Wiener Handelskammer gelungen, die eine zweckdienliche Statistik zur Literatur erhöht hat. In ihrer neuesten Studie über die Besucherfrequenz der Wiener Gastbetriebe ging die Kammer sogar noch weiter als der Meister und wagte gleich den Versuch einer Art *Erzählungen aus den Wiener Gasthäusern*. Darin erfahren wir unter anderem, daß der Durchschnittsbürger der Walzerstadt hundertzweiundvierzig Mal pro Jahr eine Gaststätte aufsucht, daß jeder zweite Wiener sein Lieblingslokal hat, und daß das schwächere Geschlecht ein ganzes

Drittel des Besucherkreises der erwähnten Betriebe ausmacht. Der Bericht verrät zwar nicht, wie lange ein Standardwiener in einem Gasthaus verweilt und ob in besagtes Drittel des Damenanteils auch die besorgten besseren Hälften miteingerechnet sind, die ihre dort ausharrenden Männer holen kommen, er erlaubt sich allerdings die Prognose, laut der die zunehmend zahlreicheren Besucherinnen Hoffnung auf ein baldiges Remis haben. Hier hört die gute Handelskammer auf, bei ihren Leisten, der Statistik, zu bleiben, und aus dem Bericht wird wissenschaftliche Fiktion, nämlich Science-fiction. Echte Besucherinnen, das heißt solche, die nicht ihrer Männer wegen gekommen sind, und wenn ja, dann um mit ihnen bei geselligem Streit am Tisch zu verweilen, werden angeblich in geometrischer Reihe zunehmen, und überdies werden diese durchschlagskräftigen Tischkumpaninnen in nichts den männlichen Marathonkämpfern nachstehen. Den emanzipiertesten werden, wie in den *Erzählungen aus den Wiener Gasthäusern* weiter angeführt wird, der Abwechslung halber ihre besorgten Ehemänner den Aufenthalt im Gasthaus verkürzen. Wenn wir in Betracht ziehen, daß die weibliche Bevölkerung Wiens beständig in der Übermacht ist, war es eigentlich längst an der Zeit gewesen. [...]

Die Xenophobie ist eine merkwürdige Krankheit. Es leidet an ihr nicht so sehr der Patient, der eigentlich kein Patient ist, weil er in der Regel nicht geheilt wird, sondern vielmehr die Person, die das Ziel seiner aggressiven Phantasiebilder ist, – also der arme Ausländer. Der ungeheilte und offenbar auch unheilbare Xenophobe kennt seine Diagnose meistens gar nicht. Wenn er im Kreuzworträtsel der Sonntagsbeilage *Feindseligkeit gegenüber Ausländern* mit neun Buchstaben ausfüllen soll, wird die entsprechende Kolonne leer bleiben.

Am schlimmsten sind allerdings die Xenophobie-Aktivist*innen, die ihre Diagnose kennen. Wie zum Beispiel Jörg Haider, Chef der österreichischen liberalen Freiheitlichen Partei, ehemaliger Landeshauptmann von Kärnten, der diese Funktion wegen notorischer Verwendung des Wortschatzes aus der Zeit des *Dritten Reiches* heuer unrühmlich niederlegen mußte, und der, Gott behüte, künftige Bundeskanzler, wie viele unheilverkündend prophezeien. Die kürzlich stattgefundenen Gemeinderatswahlen in Wien, der Stadt der harmonischen Koexistenz akklimatisierter Minderheiten mit der

Tradition, Zuwanderer freundlich aufzunehmen, haben gezeigt, daß unter Führung eines fähigen Xenophoben, der um seine Krankheit sehr wohl Bescheid weiß und sie bewußt kultiviert, die Zahl derer, die nicht um sie wissen und sie unbewußt an sich heranzüchten lassen, massenhaft zunimmt.

Die Zahlen sprechen eine überzeugende Sprache: Die ausländerfeindliche und prodeutsch orientierte Freiheitliche Partei, deren wirklich liberalen Flügel praktisch mundtot zu machen, dem Nationalisten Haider gelungen ist, hat in Wien heuer 22,6 % Stimmen gewonnen. Im Vergleich mit nicht ganz 10 % bei den letzten Kommunalwahlen im Jahre 1987 ist das ein wirklich beunruhigender Trend. Als der Fernsehmoderator Josef Broukal nach der Verlautbarung der Ergebnisse Haider fragte, ob ihn ein durch die Hetze gegen Gastarbeiter und frischgebackene Einwanderer erreichter Sieg freuen könne, beschuldigte der triumphierende Vorsitzende der liberalen Partei das staatliche Fernsehen der Voreingenommenheit. Worauf sich Broukal folgende fatale Bemerkung nicht verkneifen konnte: „Ich gehe mit meiner kleinen Tochter schon seit einem Jahr in einen Park im sechsten Bezirk. Von der Zeit an, da Sie Ihre Wahlkampagne eröffnet haben, stehen dort auf allen Bänken die Aufschriften *Ausländer raus!*, und einige sind sogar mit Hakenkreuzen bemalt.“

Am nächsten Tag mußte sich Broukal im Fernsehen entschuldigen, was er verhältnismäßig geschickt tat. Er erklärte, daß er als Nachfahre tschechischer Zuzügler, die 1914 nach Wien gekommen und freundschaftlich aufgenommen worden waren, den wachsenden Ausländerhaß als sehr schmerzlich empfinde. Dann fügte er umsichtig hinzu, daß er Haider und seine Partei nicht der *v o r s ä t z l i c h e n* Unterstützung ausländerfeindlicher Tendenzen beschuldigen hatte wollen. Den Nachdruck auf dem Wort *vorsätzlich* bezeichnete Haider als arglistig und reichte gegen Broukal die Klage ein. Der sympathische Moderator kann sich jetzt damit trösten, daß er neben den üblichen gemeinen Anpöbeleien auch viele Solidaritätserklärungen erntete. Unter seiner Wiener Telefonnummer 52 66 819 können Sie ihm allerdings Ihre Sympathie nicht mehr kundtun. Broukal hat nämlich um eine Geheimnummer angesucht ...

Was kann man eigentlich gegen Xenophobie unternehmen, ohne daß unsereiner am Ende die Änderung seiner Telefonnummer beantragen müßte? Einmal habe ich mir in so einer Sache

schon zu helfen gewußt. Es war vor ungefähr zehn Jahren, als eine von allen Seiten rüde geführte Wahlkampagne vor den Parlamentswahlen ihren Verlauf nahm. Bei weitem am rüdesten ging damals eine zum Glück relativ kleine Partei mit der Bezeichnung *Ausländer raus* vor. Ich besuchte damals mit meinen Freunden regelmäßig die Matches von Rapid Wien, einem Fußballklub, für den in dieser Zeit der heute schon legendäre Antonín Panenka spielte. Als wir auf dem Weg zum Stadion grölenden Mitgliedern besagter Xenophobenpartei ausweichen mußten, gründeten wir aus unmittelbarem Anlaß die Gegenpartei *Inländer raus*. Als uns nach der ersten Parole militante Xenophoben drohend umringten, begann mein Freund Daler den Rasenden zu meinem Erstaunen zu erklären, daß wir *Finnländer raus* hießen. Die mißbrauchten Nordländer werden uns sicher verzeihen. Vor allem deswegen, weil der Trick überraschenderweise wirkte, und die pazifizierten Nationalisten uns ins Stadion ließen, wo wir dann in Ruhe die Kabinettstückchen des göttlichen Tóni Páni bewundern konnten.

Um dem Land Österreich gegenüber jedoch gerecht zu sein: Die Situation ist hier immer noch ausdrücklich besser als im benachbarten Deutschland. Ich würde sagen, daß der Grad der Xenophobie in Österreich mutatis mutandis gleich wie in Böhmen ist. Und so sind wir hier mit Broukal zum Glück nicht die einzigen, denen der Feldzug gegen die Ausländer beim Hals heraushängt.

Was den verbalen Mißbrauch der Finnen betrifft, würde ich nicht raten, das verwendete Rezept zu überschätzen. Es sind Fälle bekannt, wo selbst sehr erfolversprechende Varianten dieses Schemas absolut versagt haben. Ich wurde zum Beispiel in der ersten Hälfte der siebziger Jahre gemeinsam mit Freunden auf Grund eines vermeintlich fremdenfeindlichen Liedes über die Vertreibung der Russen aus Prag verurteilt. Die Behauptung eines der Rechtsanwälte, daß wir nicht die „Rusy“ – die Russen, sondern die „Prusy“ – die Preußen – aus Prag verjagen wollten, wie es im ursprünglichen Text eines bekannten Sokol-Liedes steht, kostete dem Richter nur ein gelangweiltes Winken mit der Hand.

Es erging uns ähnlich wie Jaroslav Hašek, als er in Prag nach einer Anarchistenversammlung im Park „Na Slovanech“ mit den anderen durch die Ječná, die Gersten Gasse, zog und vor dem Haus „U čtrnácti pomocníků“ (Bei den vierzehn Nothelfern) einen der Demonstranten erfolgreich zur Insultierung des einschreitenden Wachtmeisters Johann Schnirdl anstiftete. Als Hašek später behauptete,

tete, er hätte dem Täter nicht „Natři ho!“ (Reib’ ihm eine!), sondern „Spatři ho!“ (Gib acht auf ihn!) zugerufen, brummte ihm der ermittelnde Kommissar drei Tage Arrest auf. Dafür, daß man ihm gleich wie mir auf die Ausrede finnischen Typs nicht hineinfiel, war Hašek gegenüber meinen acht Monaten noch gut davongekommen.

Damit ist aber aus unserem österreichischen Spaziergang ein österreichisch-ungarischer geworden. Und dieser hat keinen xenophobischen Hintergrund mehr. Übrigens ließ sich die heute so modische Xenophobie damals gar nicht so sehr kultivieren, weil wir in unserem guten alten Mitteleuropa noch alle Landsleute waren.

Nicht einmal die erfolgreichste Saison kann man bis zum Sankt Nimmerleinstag prolongieren. Und so mußte auch heuer der Tag kommen, an dem von den Wiener Gehsteigen der letzte *Schanigarten* verschwand, was im Grunde die bescheidene, aus einigen unter freiem Himmel aufgestellten Tischchen und Sesseln bestehende Form eines Restaurants darstellt. Der Piccolo Johann, Schani genannt, hat den Garten definitiv in den Wirtshauskeller getragen, und wir rufen uns in Erinnerung, daß eigentlich er es war, der dieser Wiener Erfindung den Namen gegeben hat.

Einst vor langer Zeit war der Chef seines Urgroßvaters vor das Lokal getreten und hatte erstaunt festgestellt, daß der Frühling schon weit fortgeschritten war. Unter dem Druck eines momentanen Einfalls kehrte er ins Lokal zurück und gab dem Piccolo Johann mit den heute schon legendären Worten folgenden Auftrag: „Schani, trag’n Garten auss!“ Schani führte den Befehl prompt aus und wurde, ohne zu ahnen, daß er durch gastronomische Vorsehung in eine mythenbildende Situation involviert worden war, zum Taufpaten des *Schanigarten*, einer der gerühmtesten Wiener Institutionen. Seither ist der Piccolo Schani eine geachtete Figur, mit deren Ruhm sich nur sein unsterblicher Namensvetter Strauß messen kann, dessen Denkmal im Wiener Stadtpark man unlängst als Beweis der Verehrung und Liebe vergoldete. Die Stadträte behaupten, daß dies nicht nur der Bedeutung des aus Stein gehauenen Komponisten, sondern auch seinem Originalanstrich entspreche. Uns bleibt jedenfalls nichts anderes übrig, als begleitet von den Dreivierteltakten des einen Schani dem vorerst noch unvergolde-

ten zweiten nachzufolgen und in der Ecke eines Lokals das unvermeidliche Bier mit Bierwärmer zu bestellen.

Apropos Bierwärmer. In Prag ist er praktisch ausgestorben. Das letzte Exemplar registrierte ich im heute leider schon ehemaligen Restaurant „U Sládečků“, wo einer der Kellner den Stammgästen diese Reliquie aus seiner Privatsammlung bereitwillig borgte. Das rief unter den hüstelnden Bietränkern Ausbrüche unverfälschter Dankbarkeit hervor, denn sie verstanden, daß für die heutige Generation der Prager Johanns ein Bierwärmer ein ebenso abstrakter Begriff ist wie zum Beispiel Deputat, Maut oder Kanikularferien.

In Wien ist das umgekehrt. Als ich heuer im Winter bei einem Stadtbummel meinem Freund Daníček verwegen garantierte, daß man ihm in jeder der angeblich 6.000 Wiener Gaststätten einen Bierwärmer ins Bier stecke, nahm er mich beim Wort und bog ins nächste Wirtshaus ein. Wie eine Mißbildung hatte er sich ausgerechnet das einzige ausgesucht, wo sie keinen hatten – und konnte so triumphierend verfolgen, wie man uns als Notlösung die Gläser wärmte. Diese Ausnahme aus der Regel der Wiener Restaurants heißt Sünnhof, doch müssen Sie nicht einmal mit Schnupfen einen Bogen um ihn machen – Sie werden in den gründlich vorgewärmten Krügeln augenblicklich abgestandenes lauwarmes Bier haben. Wenn Sie jedoch wollen, daß ein wirklicher Bierwärmer aus ihrem Bier herausragt, müssen Sie ein anderes Wirtshaus aufsuchen. Das heißt, gleichgültig welches von allen übrigen. Nächstes Mal lasse ich sie Daníček nach Art der Induktion abgehen, ohne die geringste Befürchtung, daß ich wieder einen Bock schieße. Und genauso vergeblich kann der ungläubige Daníček zum selben Zweck in Prag auf der Methode der völligen Induktion bestehen. Einen Bierwärmer wird er wahrscheinlich nicht einmal mehr bei den inzwischen versteigerten „Sládečeks“ finden. Bei allem Respekt vor dem Besitzer des hier entstandenen italienischen Restaurants kann man nämlich nur schwer voraussetzen, daß er das ursprüngliche Personal mit dem für seine Zunft vorbildlichen Schani und mit seiner kostbaren Sammlung behalten hat.

Die frustrierten Biertrinker in der Umgebung der ehemaligen „Sládečeks“, die sich eigentlich über ganz Prag ausdehnt, können von den Dienstleistungen der Gaststätten in Österreich einfach nur träumen. Freilich kommt nicht einmal die österreichische Bieridylle ohne Opfer aus. Leider dreht sich nicht alles nur um den nostalgischen Bierwärmer. Zumindest eine Kategorie von Beteiligten an

diesem scheinbar makellosen Bierfestival muß von ihren tschechischen Kollegen entschieden nicht beneidet werden. Es sind die braubefugten Reklametexter. Den österreichischen Bierproduzenten ist nämlich bisweilen selbst die exquisiteste Reklame nicht gut genug. Ich habe mich davon vor geraumer Zeit selber überzeugt, als ich mich an einem Wettbewerb für einen Slogan in Versform beteiligte, der das Bier der steirischen Gemeinde Puntigam propagieren sollte. Das ist ein im großen und ganzen annehmbares Bier, obwohl es zu sehr prickelt. Nur wird es statt des schriftsprachlichen Puntigamer überall Puntigama genannt, was dem regionalen Dialekt entspricht.

Ich sandte der betreffenden Brauerei damals ein sinniges Gedichtchen über die Fama zu, die bis aus dem fernen Tibet hierherge-
 langt war und laut der sich sogar der dortige Leader das weltbekannte steirische Bier mit Gusto einschenkt. Die Firma lehnte meinen Beitrag taktvoll ab mit der Begründung, daß der Dalai-Lama selbstverständlich Bier aus Puntigam trinke, doch vorerst ausschließlich im Exil, und er sich überdies zu einem diskreten halboffiziellen Besuch in Österreich anschicke. Daher könnten daraus angeblich nicht nur mit ihm, sondern auch mit dem ohnehin erbosten China Unannehmlichkeiten entstehen ...

Deshalb erbarmen Sie sich jetzt des verschmähten Reklametexters und beurteilen Sie selbst, wie mein Werbespruch wohl in den Ohren wirklicher und auch potentieller Trinker jenes Bieres klingen würde, das Volk und Erzeuger unisono Puntigama nennen.

*Aus Tibet erzählt Frau Fama
 das Bieridyll wird zum Drama
 selbst der große Dalai-Lama
 bestellt statt Bier Puntigama*

*Wien, Prag, Karlsbad, Oberschmecks,
 Dobříš (1990–1992)*